

Der 26jährige Fürst Myschkin, der an Epilepsie leidet, wird seiner Bescheidenheit und Demut und vor allem seiner Krankheit wegen der »Idiot« genannt. Aus einer Schweizer Heilanstalt nach Rußland zurückgekehrt, sieht er sich sogleich in ein Netz gesellschaftlicher Intrigen verstrickt, in denen der weltfremde Idealist sich immer weniger zurechtfindet. Zwei Empfindungen bestimmen sein Leben: Die Liebe zu der stolzen Generalstochter Aglaja und tiefes Mitleid mit der leidgeprüften Schönheit Nastasja Filippowna, die von ihrem Pflegevater mißbraucht wurde und die Myschkin durch einen Heiratsantrag schützen möchte. Doch ein Mordanschlag seines leidenschaftlichen Rivalen, Nastasjas Flucht und das Scheitern seiner eigenen Liebe treiben Myschkin unaufhaltsam der Katastrophe zu. . .

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (1821–1881), der selbst an Epilepsie litt, schrieb über dieses Werk: »Die Hauptidee ist, einen vollkommenen Menschen darzustellen. Etwas Schwierigeres gibt es nicht auf der Welt, besonders heutzutage.« Die schonungslos beschriebene Spannung zwischen jener vollkommenen Innenwelt und einer heillosen Realität macht den 1868 erschienenen Roman zum erstaunlich modernen Vorläufer psychologischer Erzählkunst im 20. Jahrhundert.

Fjodor Michailowitsch
Dostojewskij
Der Idiot

Roman

Aus dem Russischen übertragen
von Arthur Luther

Mit einem Nachwort von Ludolf Müller
und einer Zeittafel von Barbara Conrad

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Fjodor Michailowitsch Dostojewskij
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Die Dämonen (12408)
Der Jüngling (2054)
Der Doppelgänger (12411)
Schuld und Sühne (12405)
Der Spieler (12406)
Die Brüder Karamasow (12410)

Titel der Originalausgabe:
›Idiot‹ (Petersburg 1868/69)

Vollständige Ausgabe
September 1976
20. Auflage Juli 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de
© 1991 Winkler Verlag, München
© 1997 Artemis & Winkler Verlag,
Düsseldorf und Zürich
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Die Verweigerung der Beichte vor der Hinrichtung‹
(1879–1885)
von Ilja Jefimowitsch Repin
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-12407-2
ISBN-10: 3-423-12407-5

ERSTER TEIL

Ende November bei Tauwetter gegen neun Uhr morgens eilte der Eisenbahnzug Warschau-Petersburg mit Volldampf seinem Endziel entgegen. Es war so feucht und neblig, daß die Morgendämmerung kaum durchdringen konnte; auf zehn Schritte rechts und links der Bahnstrecke war aus den Wagenfenstern nur schwer etwas zu erkennen. Unter den Fahrgästen befanden sich auch solche, die aus dem Ausland zurückkehrten; am stärksten besetzt aber waren die Wagen dritter Klasse, und zwar durchweg mit Kleinbürgern und Geschäftsleuten, die nicht sehr weit herkamen. Alle waren wie üblich müde, allen waren die Augen über Nacht schwer geworden, alle froren, alle Gesichter waren gelblich bleich wie der Nebel draußen.

In einem Wagen dritter Klasse fanden sich, als es hell wurde, zwei Fahrgäste am Fenster einander gegenüber: beide waren jung, beide fast ohne Gepäck und wenig elegant gekleidet, beide hatten ziemlich auffallende Gesichter, und beide wollten schließlich miteinander ins Gespräch kommen. Wenn sie beide voneinander gewußt hätten, was an ihnen in diesem Augenblick so besonders auffällig war, so würden sie sich natürlich gewundert haben, daß der Zufall sie so seltsam in einem Wagen dritter Klasse des Warschau-Petersburger Zuges einander gegenübergesetzt hatte. Der eine war klein von Wuchs, etwa siebenundzwanzig Jahre alt, hatte fast ganz schwarzes lockiges Haar und graue kleine, aber feurige Augen. Seine Nase war breit und platt, die Backenknochen traten stark hervor; die schmalen Lippen schürzten sich unablässig zu einem frechen, spöttischen und sogar boshaften Lächeln; aber seine Stirn war hoch und wohlgeformt, so daß sie ein gewisses Gegengewicht zu der unvornehm entwickelten untern Hälfte des Gesichtes bildete. Besonders auffallend war an diesem Gesicht seine tödliche Blässe; sie verlieh dem ganzen

Aussehen des jungen Mannes etwas Mattes, Entkräftetes, obgleich er ziemlich kräftig gebaut war, und zugleich etwas Leidenschaftliches, beinahe Qualvolles, das wenig mit seinem frechen und rohen Lächeln und dem scharfen, selbstzufriedenen Blick harmonierte. Er war warm gekleidet, in einen weiten, schwarzen, tuchüberzogenen Schafpelz, und hatte nachts nicht gefroren, während sein Nachbar mit zitterndem Rücken die ganze Herrlichkeit der feuchten russischen Novembernacht hatte auskosten müssen, worauf er augenscheinlich gar nicht vorbereitet war. Er hatte einen weiten dicken Umhang mit einer Riesenkapuze an, wie er oft von Reisenden im Winter getragen wird, irgendwo weit draußen im Ausland, in der Schweiz oder etwa in Oberitalien, wobei man natürlich nicht mit so endlosen Strecken rechnet, wie die von Eydkuhnen bis Petersburg. Aber was in Italien sehr gut paßte und vollauf genügte, das erwies sich in Rußland als nicht ganz brauchbar. Der Besitzer des Umhangs mit der Kapuze war ein junger Mann von ebenfalls sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahren, von etwas über mittlerem Wuchse, mit sehr blondem, dichtem Haar, eingefallenen Wangen und einem dünnen, fast ganz weißen Spitzbärtchen. Seine Augen waren groß und blau; in ihrem unverwandten Blick lag etwas Sanftes, aber Bedrückendes, etwas von jenem seltsamen Ausdruck, an dem manche sofort den Epileptiker erkennen. Das Gesicht des jungen Mannes war übrigens freundlich, zart und mager, aber farblos, jetzt freilich beinahe blau gefroren. An seinem Arm hing ein mageres Bündel aus altem verblichenem Foulard, das sein ganzes Reisegepäck zu enthalten schien. An den Füßen hatte er Schuhe mit dicken Sohlen und Gamaschen darüber – alles das sah so gar nicht russisch aus. Der schwarzhaarige Nachbar im Pelz betrachtete das alles genau – zum Teil, weil es sonst nichts zu tun gab –, fragte endlich mit jenem unfeinen hämischen Lächeln, in dem zuweilen das Vergnügen des Menschen an dem Mißgeschick des Nächsten so ungeniert und herablassend zum Ausdruck kommt: »Sie frieren?« und zuckte mit den Achseln.

»Sehr«, antwortete der Nachbar höchst bereitwillig, »und dabei taut es doch noch. Wie, wenn wir jetzt Frost hätten?

Ich hatte mir gar nicht gedacht, daß es bei uns so kalt sein könnte. Ich bin es nicht mehr gewohnt.«

»Sie kommen wohl aus dem Ausland?«

»Ja, aus der Schweiz.«

»Oho! So weit her!«

Der Schwarzhhaarige stieß einen Pfiff aus und lachte laut.

Das Gespräch kam in Gang. Die Bereitwilligkeit des blonden jungen Mannes im schweizerischen Umhang, auf alle Fragen seines schwarzhhaarigen Nachbarn zu antworten, war erstaunlich. Dabei schien er gar nicht zu merken, wie herablassend manche Fragen gestellt wurden, wie unpassend und überflüssig sie waren. Er berichtete unter anderem, daß er wirklich lange nicht in Rußland gewesen sei, über vier Jahre, daß er seines Leidens wegen ins Ausland geschickt worden sei, eines merkwürdigen Nervenleidens, so etwas wie Epilepsie oder Veitstanz, mit Zuckungen und Krämpfen. Der Schwarze hörte zu und lachte einige Male; besonders laut lachte er, als auf die Frage, ob man ihn denn geheilt habe, der Blonde antwortete: Nein, man habe ihn nicht heilen können.

»Haha! Wieviel Geld mögen Sie da nutzlos hinausgeworfen haben, und wir hier glauben diesen Leuten«, bemerkte der Schwarze höhnisch.

»Sehr richtig!« mischte sich ein Herr ins Gespräch, der in der Nähe saß; er war schlecht gekleidet und schien ein im Bürodienst verknöchertes Beamter zu sein, etwa vierzig Jahre alt, von kräftigem Körperbau, mit roter Nase und mit zahllosen Pickeln im Gesicht. »Das ist nur zu wahr; sie locken nur alle russischen Kapitalien zu sich hinüber!«

»Oh, in meinem Fall irren Sie sich aber sehr!« fiel der schweizerische Patient in sanftem versöhnlichem Ton ein. »Gewiß, ich kann nicht streiten, denn ich weiß nicht alles, aber mein Arzt hat mir von seinem Geld noch etwas für die Reise mitgegeben, und fast zwei Jahre habe ich dort ganz auf seine Kosten gelebt.«

»War denn niemand da, der für Sie zahlen konnte?« fragte der Schwarze.

»Nein. Herr Pawlistschew, der meinen Unterhalt dort bezahlte, starb vor zwei Jahren; ich schrieb dann hierher an die

Generalin Jepantschina, meine entfernte Verwandte, erhielt aber keine Antwort. So bin ich denn hierher gereist.«

»Wohin sind Sie denn gereist?«

»Sie meinen, wo ich absteigen werde? . . . Ja, das weiß ich wirklich noch nicht . . . denn ich . . .«

»Sie haben sich noch nicht entschieden?«

Beide Zuhörer fingen wieder an zu lachen.

»Und in diesem Bündel haben Sie wohl Ihr ganzes Hab und Gut?« fragte der Schwarze.

»Ich möchte wetten, daß es so ist«, fiel der rotnasige Beamte mit höchst zufriedener Miene ein, »und daß Sie im Gepäckwagen keine weiteren Koffer haben, obgleich Armut ja nicht schändet, was auch wiederum gesagt werden muß.«

Es erwies sich, daß es wirklich so war. Der blonde junge Mann gestand es sofort mit auffälliger Eile.

»Ihr Bündel hat trotzdem eine gewisse Bedeutung«, fuhr der Beamte fort, nachdem sie sich sattgelacht hatten (bezeichnenderweise hatte auch der Besitzer des Bündels beim Anblick der beiden schließlich selbst angefangen zu lachen und ihre Heiterkeit dadurch noch erhöht), »und obgleich man wetten kann, daß es keinerlei ausländische Goldrollen mit Napoleonondors und Friedrichsdors, geschweige denn mit holländischen Schwarzköpfen enthält, worauf man schon aus den Gamaschen schließen kann, die Ihre ausländischen Schuhe umhüllen, so . . . fügt man ihrem Bündel eine solche Verwandte bei, wie es zum Beispiel die Generalin Jepantschina ist, dann gewinnt das Bündel doch eine etwas andere Bedeutung – versteht sich nur in dem Fall, daß die Generalin Jepantschina wirklich Ihre Verwandte ist und Sie sich nicht irren, etwa aus Zerstretheit . . . was sehr leicht vorkommen kann, bei Leuten, die . . . sagen wir, eine sehr reiche Phantasie besitzen.«

»Oh, Sie haben es wieder erraten«, fiel der blonde junge Mann ein, »ich irre mich wirklich fast – das heißt, sie ist so gut wie gar nicht verwandt mit mir; so wenig, daß ich, aufrichtig gesagt, damals durchaus nicht verwundert war, als ich keine Antwort erhielt. Ich hatte es nicht anders erwartet.«

»Sie haben nur unnützerweise Geld für Porto ausgegeben. Hm! . . . Nun, wenigstens sind Sie gutherzig und aufrichtig,

und das ist zu loben! Hm! . . . Den General Jepantschin kenne ich, weil er eine stadtbekannte Persönlichkeit ist; auch den verstorbenen Herrn Pawlistschew, der in der Schweiz für Sie gesorgt hat, habe ich gekannt – das heißt, wenn es Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew war, denn es gibt zwei Vettern dieses Namens. Der andere lebt heute noch in der Krim; der selige Nikolaj Andrejewitsch aber war ein sehr ehrenwerter Mann mit guten Beziehungen und besaß seiner Zeit viertausend Seelen . . .«

»Ganz recht, er hieß Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew.« Nachdem er das gesagt hatte, sah der junge Mann den Allwissenden scharf und prüfend an.

Solche allwissende Herren finden sich zuweilen, ja sogar ziemlich oft, in einer gewissen sozialen Schicht. Sie wissen alles, die ganze unruhige Neugier ihres Geistes und alle ihre Fähigkeiten sind rückhaltlos auf ein Ziel gerichtet, natürlich weil sie keine wichtigeren Lebensinteressen und Anschauungen haben, wie ein moderner Denker sagen würde. Unter dem Wort allwissend muß man übrigens ein ziemlich beschränktes Gebiet verstehen: wo dieser und jener dienstlich tätig ist, mit wem er verkehrt, wieviel Vermögen er besitzt, wo er Gouverneur war, wer seine Frau ist, wieviel Mitgift sie gehabt hat, wer seine Vettern ersten und zweiten Grades sind und so weiter, und dergleichen mehr. Meistenteils laufen diese Allwissenden mit durchgeriebenen Ellbogen herum und beziehen ein Gehalt von siebzehn Rubel monatlich. Die Leute, über deren Leben sie so genau unterrichtet sind, würden natürlich nie begreifen können, was für Interessen hier mitspielen – dabei aber sind viele von ihnen über diese Kenntnisse, die für sie eine ganze Wissenschaft bedeuten, wahrhaft beglückt, sie glauben sich auf Grund ihres Wissens sehr hochschätzen zu dürfen und gelangen sogar oft zu tiefster seelischer Befriedigung. Diese Wissenschaft hat auch tatsächlich etwas Verführerisches. Ich kannte Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Politiker, die in dieser Wissenschaft ihre höchsten Ziele und ihr größtes Glück fanden, ja nur durch sie Karriere gemacht hatten.

Während dieses ganzen Gesprächs hatte der schwarzhaarige junge Mann gegähnt, ohne Sinn und Zweck aus dem Fenster

gesehen und mit großer Ungeduld auf das Ende der Reise gewartet. Er schien zerstreut, sogar sehr zerstreut, um nicht zu sagen erregt; mitunter wurde sein Benehmen ganz seltsam: er schien zuzuhören und hörte doch nichts, er blickte starr vor sich hin und sah nichts, lachte und wußte selbst kaum, worüber er lachte.

»Gestatten Sie, mit wem habe ich die Ehre...« wandte sich plötzlich der Herr mit den Pickeln im Gesicht an den blonden jungen Mann mit dem Bündel.

»Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin«, antwortete dieser sofort mit größter Bereitwilligkeit.

»Fürst Myschkin? Lew Nikolajewitsch? Kenne ich nicht. Habe ich sogar niemals gehört«, erwiderte der Beamte nachdenklich. »Das heißt, ich meine nicht den Namen, der Name ist historisch, man kann ihn sicher in Karamsins* Geschichte finden; ich meine die Person; man trifft heute nirgends mehr Fürsten namens Myschkin, hört nicht einmal von ihnen reden.«

»Ja, freilich«, antwortete der Fürst sofort, »es gibt jetzt auch gar keine Fürsten Myschkin mehr außer mir; ich glaube, ich bin der letzte. Und was die Väter und Großväter betrifft, so haben einige von ihnen auch nur Bauerngüter besessen. Mein Vater war übrigens Unterleutnant der Linie und hatte die Militärschule absolviert. Ich weiß auch nicht, wie es kommt, daß die Generalin Jepantschina ebenfalls eine Prinzessin Myschkina ist; sie ist auch die Letzte ihres Geschlechts...«

»Hahaha! Die Letzte ihres Geschlechts! Haha! Wie Sie das nett gesagt haben«, kicherte der Beamte.

Der Schwarze lachte auch. Der Blonde schien ein wenig erstaunt, daß ihm ein, übrigens recht mäßiges, Wortspiel gelungen war.

»Wirklich, ich sagte das, ohne mir etwas dabei zu denken«, erklärte er endlich ganz erstaunt.

* Nikolaj Michailowitsch Karamsin, berühmter russischer Geschichtsschreiber. Die ersten 8 Bände seiner »Geschichte des russischen Staates« erschienen 1816. Durch sie wurde, nach Puschkins hübschem Wort, das alte Rußland für den gebildeten Leser ebenso entdeckt, wie Amerika von Kolumbus (Anmerkung des Übersetzers).

»Ja, gewiß, gewiß«, stimmte der Beamte lachend zu.

»Sagen Sie, Fürst, haben Sie dort auch wissenschaftliche Studien betrieben, bei dem Professor?« fragte der Schwarze plötzlich.

»Ja . . . ich habe auch einiges gelernt . . .«

»Und ich habe nie etwas gelernt.«

»Ich habe mich ja auch nur gelegentlich mit diesem und jenem beschäftigt«, fügte der Fürst hinzu, als wollte er sich entschuldigen. »Wegen meines Leidens hielt man es für unmöglich, mir systematisch Unterricht zu erteilen.«

»Kennen Sie die Rogoschins?« fragte der Schwarze schnell.

»Nein, gar nicht. Ich kenne in Rußland überhaupt kaum jemand. Sind Sie ein Rogoschin?«

»Ja, ich heiße Rogoschin, Parfen.«

»Parfen? Am Ende gar einer von jenen Rogoschins . . .« fing der Beamte mit ganz besonderer Feierlichkeit an.

»Jawohl, einer von denen«, fiel ihm der Schwarze schnell und mit unhöflicher Geduld ins Wort; er hatte sich übrigens die ganze Zeit keinmal an den rotnasigen Beamten gewendet, sondern von Anfang an nur zu dem Fürsten gesprochen.

»Ja . . . wie ist denn das?« fragte der Beamte starr vor Staunen und riß die Augen weit auf; sein ganzes Gesicht nahm sofort einen ehrfürchtigen und unterwürfigen, ja sogar ängstlichen Ausdruck an. »Ein Sohn jenes Semjon Parfenowitsch Rogoschin, des erblichen Ehrenbürgers, der vor etwa einem Monat gestorben ist und ein Vermögen von zweieinhalb Millionen hinterlassen hat?«

»Woher weißt du denn, daß er zweieinhalb Millionen hinterlassen hat?« fiel der Schwarze ein, ohne auch diesmal den Beamten eines Blickes zu würdigen. »So sind sie!« Er zwinkerte dem Fürsten zu. »Und was haben sie davon, daß sie ihre Nase überall hineinstecken? Ja, es ist wahr, mein Vater ist gestorben, und ich muß nach einem Monat so gut wie barfuß aus Pskow nach Hause fahren. Weder mein Lump von Bruder noch meine Mutter haben mir etwas geschickt, kein Geld, keine Nachricht! Wie einen Hund behandeln sie mich! Den ganzen Monat habe ich in Pskow im Fieber gelegen!«

»Und jetzt bekommen Sie mit einemmal über eine Million,

und das ist noch das mindeste, o Gott!« rief der Beamte und schlug die Hände zusammen.

»Nun sagen Sie bitte, was will der Mann!« rief Rogoschin zornig und gereizt mit einer heftigen Kopfbewegung. »Ich gebe dir ja keine Kopeke – und wenn du dich vor mir auf den Kopf stellst.«

»Und ich stelle mich auf den Kopf, ich tu's.«

»Oho! Du kriegst aber doch nichts, selbst wenn du eine ganze Woche vor mir herumtanzst!«

»Du brauchst mir nichts zu geben! So habe ich es verdient! Gib mir nichts! Und ich werde doch tanzen. Meine Frau, meine kleinen Kinder laß ich im Stich, aber vor dir will ich tanzen. Tu mir den Gefallen.«

»Hol dich der Teufel!« Der Schwarze spuckte aus. »Vor fünf Wochen bin ich wie Sie«, wandte er sich wieder an den Fürsten, »mit einem kleinen Bündel meinem Vater davongelaufen, nach Pskow, zur Tante; da kriegte ich das Fieber und mußte ins Bett, und inzwischen ist er in meiner Abwesenheit gestorben. Der Schlagfluß hat ihn getroffen. Friede seiner Asche, aber er hätte mich damals beinahe totgeschlagen! Sie können es mir glauben, Fürst, Gott ist mein Zeuge! Wäre ich nicht davongelaufen, er hätte mich sicher umgebracht.«

»Hatten Sie ihn erzürnt?« fragte der Fürst und betrachtete den Millionär im Schafpelz mit einer gewissen Neugierde. Wenn die Millionenerbschaft an sich auch etwas sehr Beachtenswertes sein mochte, so war es doch noch etwas anderes, was den Fürsten wunderte und fesselte; auch Rogoschin selbst schien sich gern mit dem Fürsten zu unterhalten, obgleich das Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen, bei ihm eher ein mechanisches als ein moralisches war; es kam mehr aus Zerstretheit als aus Offenherzigkeit; mehr aus einer gewissen innern Unruhe und Erregung; er mußte jemandem ins Gesicht sehen und seine Zunge plappern lassen. Er schien auch immer noch zu fiebern. Und was den Beamten betrifft, so hing der jetzt förmlich an Rogoschins Munde, wagte kaum zu atmen, haschte und wägte jedes Wort, als suchte er nach Diamanten.

»Ja, freilich war er erzürnt und vielleicht mit Recht«, erwiderte Rogoschin, »am schlimmsten hat mir aber mein Bru-

der zugesetzt. Von der Mutter rede ich nicht, sie ist eine alte Frau, liest Heiligenlegenden, sitzt mit alten Weibern beisammen, und was Senjka*, mein Bruder, beschließt, das geschieht. Warum hat er mich aber nicht zur rechten Zeit benachrichtigt? O ja, ich verstehe das sehr gut! Freilich war ich damals bewußtlos. Sie wollen mir auch telegraphiert haben. Das Telegramm aber hat man der Tante gebracht. Und die ist seit dreißig Jahren Witwe und sitzt von früh bis spät mit schwachsinnigen Pilgern beisammen. Das Telegramm hat sie maßlos erschreckt, und ohne es aufzumachen, brachte sie es auf die Polizei; da liegt es noch heute. Doch Konew, Wasilij Wasiljewitsch, kam mir zu Hilfe und schrieb mir alles. Von der Brotkatdecke, die über den Sarg des Vaters gelegt war, hat mein Bruder nachts die goldenen Quasten abgeschnitten: „Die kosten so viel Geld“, sagt er. Dafür allein kann er ja nach Sibirien kommen, wenn ich es will, denn das ist Kirchenraub. He, du, Vogelscheuche!“ wandte er sich an den Beamten. »Was sagt das Gesetz, ist das Kirchenraub?«

»Ja, freilich, Kirchenraub, freilich!« bejahte der Beamte sofort.

»Dafür kommt man nach Sibirien?«

»Nach Sibirien, nach Sibirien! Sofort nach Sibirien!«

»Sie dachten immer, ich sei noch krank«, fuhr Rogoschin, zum Fürsten gewendet, fort, »indessen habe ich, ohne ein Wort zu sagen, krank wie ich bin, mich heimlich in den Zug gesetzt und fahre los. Öffne nun das Tor, lieber Bruder Semjon Semjonowitsch! Er hat mich beim verstorbenen Vater schlechtgemacht, das weiß ich. Und daß ich Nastasja Filippownas wegen damals den Vater gereizt habe, das stimmt. Da bin ich allein schuld. Der Teufel hatte mich geritten.«

»Nastasja Filippownas wegen?« sagte der Beamte unterwürfig; er schien etwas zu erwägen.

»Du kennst sie ja nicht«, schrie Rogoschin ihn ungeduldig an.

»Ich kenne sie wohl!« erwiderte der Beamte mit Siegermiene.

»Hallo! Als ob es nur eine Nastasja Filippowna auf der

* = Semjon (Anmerkung des Übersetzters).

Welt gäbe! Was bist du doch für eine freche Kreatur! Ich habe ja gleich gewußt, daß sich irgend solch eine Kreatur sofort an mich heranmachen wird!« sagte er zum Fürsten.

»Vielleicht kenne ich sie doch!« sagte der Beamte erregt.
»Lebedew weiß alles! Sie machen mir Vorwürfe, Eure Gnaden – wie aber, wenn ich es beweisen kann? Es ist dieselbe Nastasja Filippowna, um derentwillen Ihr Vater Ihnen mit seinem Stock einen Denkkzettel geben wollte, und diese Nastasja Filippowna heißt Baraschkowa und ist sozusagen eine vornehme Dame, gewissermaßen auch eine Prinzessin, und verkehrt mit einem gewissen Afanasij Iwanowitsch Tozkij, mit ihm ganz allein, einem Gutsbesitzer und Großkapitalisten, Mitglied verschiedener Handels- und Aktiengesellschaften, infolgedessen auch eng befreundet mit dem General Jepantschin . . .«

»Ach, so meinst du es!« sagte Rogoschin wirklich erstaunt.
»Pfui Teufel, er weiß es tatsächlich.«

»Er weiß alles! Lebedew weiß alles! Ich, Eure Gnaden, bin auch mit Lichatschow Alexaschka* zwei Monate herumkutschiert, auch nach dem Tode seines Vaters, und ich kenne alle Winkel und Gassen; es kam so weit, daß er ohne Lebedew keinen Schritt zu tun wagte. Jetzt sitzt er im Schuldfängnis, damals aber hatte ich Gelegenheit, Hermance und Coralie und die Fürstin Pazkaja und Nastasja Filippowna kennenzulernen – ja, was lernte man da nicht überhaupt alles kennen.«

»Nastasja Filippowna? Hat sie denn mit Lichatschow . . .«
Rogoschin sah ihn wütend an, sogar seine Lippen waren bleich geworden und zitterten.

»N–n–n–nichts! N–n–n–nichts! Rein gar nichts!« fiel der Beamte hastig ein, als fürchtete er zu viel gesagt zu haben, »mit all seinem Geld konnte Lichatschow nichts erreichen! Nein, das ist keine Hermance. Hier hat nur Tozkij etwas zu sagen. Und abends sitzt sie in der Oper oder im Französischen Theater in ihrer eigenen Loge. Die Offiziere reden da Gott weiß was untereinander, aber auch sie können der nichts nachsagen. Höchstens: ,Seht ihr, das ist die bewußte Nastasja Fi-

* Alexander (Anmerkung des Übersetzters).

lippowna' – und weiter nichts. Von sonst etwas keine Silbe! Denn es ist auch wirklich nichts zu sagen.«

»Das stimmt alles«, bestätigte Rogoschin finster mit gerunzelten Augenbrauen. »Dasselbe hatte mir auch Saljoschew damals gesagt. Damals, Fürst, lief ich in einer alten Pekesche meines Vaters über den Newskij, und sie kam aus einem Laden und stieg in ihren Wagen. Da packte es mich wie glühendes Feuer. Ich treffe Saljoschew – das ist eine andere Art Mensch als ich, gekleidet wie ein Friseurgehilfe, eine Lorgnette vor den Augen, während wir auf Befehl des Vaters in Schmierstiefeln herumlaufen und Kohlsuppe fressen mußten. Die ist nichts für dich, sagt er, die ist, sagt er, eine Fürstin, und sie heißt Nastasja Filippowna; ihr Familienname ist Baraschkowa, und sie hat ein Verhältnis mit Tozkij, und Tozkij weiß jetzt nicht, wie er sie loswird; denn er ist, siehst du wohl, ins richtige Alter gekommen, fünfundfünfzig ist er, und möchte die erste Schönheit von ganz Petersburg heiraten. Und dann redete er mir ein, ich könnte heute noch Nastasja Filippowna in der Oper sehen, beim Ballett, in ihrer Parkettloge werde sie sitzen. Na, bei uns, solange der Vater lebte, da sollte mal einer wagen, ins Ballett zu gehen; da wurde nicht lang gefackelt: tot hätte er einen geprügelt! Ich lief aber doch für eine Stunde heimlich hin und sah Nastasja Filippowna wieder; die ganze Nacht darauf habe ich nicht geschlafen. Am Morgen gibt mir der Selige zwei fünfprozentige Prämienscheine, jeder auf fünftausend Rubel lautend; geh, sagt er, und verkaufe sie, sieben-tausendfünfhundert bringst du zu Andrejew ins Büro und bezahlst; den Rest von den zehntausend gibst du mir, ohne dich noch sonstwo aufzuhalten, gleich zurück; ich warte auf dich. Die Scheine habe ich verkauft, das Geld bekommen, aber zu Andrejew bin ich nicht gegangen, sondern ich ging, ohne nach rechts und links zu sehen, in einen englischen Juwelierladen und kaufte für das ganze Geld ein Paar Ohrringe: in jedem ein Brillant fast so groß wie eine Nuß; viertausend Rubel blieb ich schuldig; ich nannte meinen Namen, da gab man mir Kredit. Mit den Ohrringen ging ich zu Saljoschew: So stehts, mein Lieber, gehen wir zu Nastasja Filippowna. Wir gingen. Was damals unter meinen Füßen lag, was vor mir, was rechts und

links – nichts davon weiß ich mehr. Wir traten geradewegs in ihren Salon ein, sie kam uns selbst entgegen. Ich stellte mich ihr damals nicht vor; sondern Saljoschew sagte: Das schickt Ihnen Parfen Rogoschin zur Erinnerung an die gestrige Begegnung; wollen Sie so gnädig sein, es in Empfang zu nehmen. Sie machte das Etui auf, sah hinein, lachte: Danken Sie Ihrem Freunde Herrn Rogoschin für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit. Damit nickte sie uns zu und ging hinaus. Ach, warum bin ich damals nicht sofort gestorben! Wenn ich hinging, so war's ja nur, weil ich dachte: Es ist ja alles gleich, lebendig komme ich nicht zurück! Und am kränkendsten schien mir, daß diese Bestie Saljoschew alles an sich gerissen hatte. Ich bin klein von Wuchs, gekleidet wie ein einfacher Kerl, und stehe da und schweige und starre sie mit weit aufgerissenen Augen an, denn ich schäme mich; er aber, nach der neuesten Mode gekleidet, pomadisiert und frisiert, rotbackig, mit kariertem Krawatte, dreht sich und scharwenzelt und macht Kratzfüße – und ganz sicher hat sie ihn damals für den Spender gehalten! Nun, sage ich beim Hinausgehen, wage du mir hier auch nicht einmal daran zu denken, verstehst du! Er lacht: Wie wirst du nun Semjon Parfenowitsch Rechenschaft geben? Ich wollte eigentlich sofort ins Wasser, ohne erst nach Hause zu gehen, aber schließlich dachte ich: Es ist ja doch alles gleich! – und schlich wie ein gebrandmarkter Verbrecher nach Hause.«

»Ach! Oh!« Der Beamte verzog das Gesicht und schüttelte sich wie im Fieber. »Dabei kam es dem Seligen nicht darauf an, einen erst wegen zehntausend, sondern selbst wegen lumpiger zehn Rubel ins Jenseits zu befördern«, sagte er und nickte dem Fürsten zu.

Der Fürst sah Rogoschin neugierig an; dieser schien jetzt noch bleicher.

»Ins Jenseits befördern«, wiederholte Rogoschin. »Was weißt du denn? Er hatte«, fuhr er zum Fürsten gewendet fort, »gleich alles erfahren, und auch Saljoschew erzählte es jedem, der ihm in den Weg kam. Mein Vater kriegte mich zu fassen, schloß mich oben ein und belehrte mich eine ganze Stunde lang. Das ist nur vorläufig, sagte er, ich komme später noch,

dir gute Nacht zu sagen. Was glauben Sie wohl? Der Alte fährt zu Nastasja Filippowna, neigt sich vor ihr bis zur Erde, fleht sie an und heult; sie bringt ihm endlich die Schachtel, schmeißt sie ihm hin: Da hast du deine Ohringe, alter Langbart, jetzt sind sie mir zehnmal soviel wert, wenn Parfen sie mit solcher Lebensgefahr beschaffen mußte. Grüße Parfen Semjonowitsch und danke ihm. Nun, ich hatte inzwischen mit Mutters Segen von Serjoschka Protuschin zwanzig Rubel geliehen und sauste mit der Eisenbahn nach Pskow ab. Fieberkrank komm ich dort an; die alten Weiber sprechen sofort Gebete über mir, und ich sitze da wie betrunken. Na, dann trug ich mein letztes Geld in die Kneipen, lag die ganze Nacht bewußtlos auf der Straße, hatte morgens wahnsinniges Fieber, und nachts hatten auch noch die Hunde an mir gezerrt und genagt. Nur mit Mühe und Not kam ich wieder zu mir.«

»Na, na, jetzt wird Nastasja Filippowna Gesichter machen!« kicherte der Beamte und rieb die Hände. »Jetzt, mein Herr, gib't's was Besseres als Ohringe! Jetzt schaffen wir ihr Ersatz . . .«

»Wenn du noch ein einziges Wort über Nastasja Filippowna sagst, so verprügele ich dich, Gott ist mein Zeuge, magst du auch noch so viel mit Lichatschow gebummelt haben!« schrie Rogoschin und packte ihn fest am Arm.

»Wenn du mich prügelst, so verstößt du mich nicht! Schlage nur zu! So gewinnst du Macht über mich! Hast du mich verprügelt, so hast du eben dadurch ein Recht auf mich erworben . . . Ah, da sind wir schon!«

Der Zug fuhr tatsächlich in die Bahnhofshalle ein. Obgleich Rogoschin gesagt hatte, er sei heimlich abgereist, so wurde er doch von mehreren Personen erwartet. Sie schrien und schwenkten ihre Mützen.

»Sieh mal an, auch Saljoschew ist da!« brummte Rogoschin und sah sie mit einem triumphierenden und sogar etwas boshaften Lächeln an; dann wandte er sich plötzlich an den Fürsten. »Fürst, ich weiß nicht, weswegen ich dich liebgewonnen habe. Vielleicht weil ich dich in einem solchen Augenblicke traf – aber den habe ich doch auch getroffen«, er zeigte auf Lebedew, »und habe ihn doch nicht liebgewonnen. Komm zu

mir, Fürst. Wir wollen dir diese elenden Gamaschen ausziehen, und ich stecke dich in einen erstklassigen Marderpelz; ich laß dir einen tadellosen Frack bauen, eine weiße Weste, oder wie du sie sonst haben willst, die Taschen stopfe ich dir mit Geld voll und . . . wir fahren zu Nastasja Filippowna! Wirst du zu mir kommen oder nicht?»

»Passen Sie auf, Fürst Lew Nikolajewitsch!« fiel Lebedew würdevoll und feierlich ein. »Lassen Sie sich die Gelegenheit nicht entgehen! Lassen Sie sie sich nicht entgehen!«

Fürst Myschkin erhob sich, streckte Rogoschin höflich die Hand entgegen und sagte freundlich: »Ich werde mit dem größten Vergnügen kommen und bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich liebgewonnen haben. Vielleicht komme ich sogar schon heute, wenn ich Zeit habe. Denn ich muß Ihnen aufrichtig sagen, Sie haben mir sehr gut gefallen, besonders als Sie von den Brillantohrringen erzählten. Sie hatten mir auch schon vorher gefallen, obgleich Sie ein so finsternes Gesicht machten. Ich danke Ihnen auch für die versprochenen Kleider und den Pelz, denn ich werde wirklich einen Anzug und einen Pelz sehr bald nötig haben. Geld aber habe ich augenblicklich so gut wie gar keins.«

»Geld wird sich finden, heute abend noch, komm nur!«

»Wird sich finden«, fiel der Beamte ein, »heute abend noch, ehe es dämmt!«

»Und sind Sie ein großer Liebhaber des weiblichen Geschlechts, Fürst? Sagen Sie es nur gleich!«

»Ich? N–n–nein! Ich bin ja . . . Sie wissen es vielleicht nicht . . . aber infolge meines angeborenen Leidens kenne ich die Frauen eigentlich noch gar nicht.«

»Nun, wenn es so ist«, rief Rogoschin, »dann bist du, Fürst, ein richtiger heiliger Narr, und solche wie dich hat Gott der Herr lieb.«

»Solche hat Gott der Herr lieb«, fiel der Beamte ein.

»Du gehst mit mir, Federfuchser«, sagte Rogoschin zu Lebedew.

Und sie stiegen alle aus.

Lebedew hatte also seine Absicht schließlich doch erreicht. Bald danach entfernte sich die lärmende Schar in der Richtung